

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 60 (1955-1956)
Heft: 17

Artikel: Drei Schweizer Lyriker
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316524>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über das Dichten

Jeder, der schreibt, schreibt aus der magischen Gesamtsumme seines Wesens, seines Herkommens, seiner heimlichen und lauten Gedanken, seines Atems, seiner Verzichte, seiner Schuld und seiner Einsamkeit heraus. Und wie jeder Mensch eine eigene Gesamtsumme hat und immer eine andere als der Nebenmensch, so daß es sinnlos ist, Menschen überhaupt zu vergleichen, so hat auch jeder Schreibende seinen eigenen, unverwechselbaren Ton. Aber der dichterische Mensch hat den andern etwas voraus: Von seiner Seele führt ein tiefer Zisternenschacht nach einer Urstimmung hinab. Was ist eine Urstimmung? Vielleicht die Urstimmung der Heiterkeit, und wir meinen die Urheiterkeit Mozarts, vielleicht die Urstimmung des Kosmisch-Poetischen eines Hofmannsthals... vielleicht die Urstimmung des Hesperischen, und wir meinen das Hesperische Adalbert Stifters. Es kann aber auch die Urstimmung der Schwermut sein, jener Schwermut, die etwa in der «Unvollendeten» Schuberts tönend geworden ist und für die Kierkegaard leidenschaftliche Begriffe gefunden hat. Jeder Dichter, so er nicht bloß Belletrist ist, ist an eine solche Urstimmung angeschlossen, am meisten aber an die Schwermut, an diese «grande tristezza», wie Dante sie geheißen hat. Schwermut ist das melancholisch-weise Erkennen dessen, daß sich alles Jenseitige im Diesseits nicht verwirklichen läßt. Daß das Unendliche im Endlichen immer nur eine Spiegelung, ein Echo, ein Unerlösbare bleiben muß. Daß das Reine auf dieser unreinen und platten Welt nie in himmlischer Reine auftreten kann, sondern immer nur gebrochen, das läßt den nach Reinheit düstrenden Menschen leiden. Es ist kein grimmiges Leiden, aber es ist eine durch Tränen hindurch lächelnde Trauer. Es ist eben Schwermut...

*

Aber ich habe zugunsten der Schwermut des dichterischen Menschen noch etwas Wichtigeres in die Waagschale zu werfen: Der Schwermütige ist nicht traurig wegen seiner eigenen Leiden, sondern wegen des Leidens überhaupt. Immer, wenn der Schwermütige leidet, trägt er einen Rest der Leidenslast seines Mitbruders mit. Am Totenbett seiner Mutter gelten seine Tränen auch der unbekannten toten Mutter. In diesem Augenblick sind wir vielleicht in der Lage, den Unterschied zwischen Dichtung und Belletristik zu formulieren: Der Belletrist, wenn er Leidenschildert, ergeht sich fast wollüstig in der Klage über sein eigenes Leid, der Dichter aber, auch wenn er scheinbar sein autobiographisches Leiden darstellt, denkt sich in das Leiden anderer hinein und nimmt Leiden überhaupt nur an, wenn es das Leiden aller ist.

Das ist es. Auch der Kleinste dichtet, weil er für die andern, die kein tönendes Herz haben, mitzufühlen hat. Der Dichter hat überhaupt da zu sein, zusätzlich jenes Erlebnis auf sich zu nehmen, das die Verhärteten vernachlässigen. Der Dichter ist der Wiedergutmacher der Versäumnisse seiner schlaftrigen Mitbrüder...

Diese zwei Ausschnitte wurden dem Vortrag «Über das Dichten» von Edwin Arnet, im Jahre 1955 an der Schulsynode des Kantons Zürich gehalten, entnommen. Die kleine, gehaltvolle Schrift ist beim Tschudy-Verlag, St. Gallen, erschienen.

Drei Schweizer Lyriker

Schon fast gewöhnt daran, daß sich moderne deutsche Lyrik, wenn sie überhaupt der Nachahmung Rilkes und anderer suggestiver Vorbilder zu entgehen vermag, in eher abseitige Gebiete der Sprache eingelassen hat, wo Formen und Gehalte mehr verspielt, gezüchtet und verzwungen als gemeistert werden, freuen wir uns über drei kürzlich erschienene Gedichtsammlungen von Schweizer Dichtern, die entschieden in die Reihe gediegener und solider Lyrik gehören. Sie zeichnen sich

einmal dadurch aus, daß sie etwas zu sagen haben, und weiter dadurch, daß sie schönes, besonnenes Maß halten.

Um solches höheres Maß in Kunst und Leben geht es, hier wie in früheren Werken, *Hermann Hiltbrunner*: «*Wenn es Abend wird*», Artemis-Verlag, Zürich 1955, Gedichte, die zu der schönsten heutigen Gedankenlyrik gehören: «Aus der Wirnis in die Ordnung / führt mein Weg und geht er täglich. / Denn des Wandlenden Verstrickung / ist dem Herzen unerträglich.» Hiltbrunners Verse sind schlicht, formsicher wie je, oft an Sprüche und Kirchenlieder gemahnend: «Hol mich über, Ewigkeit / in dein anfangloses Reich. / Mache meine Enge weit / und mein Wesen deinem gleich», und suchen mit gedanklicher Klarheit und Konzentration nach dem Dauernden in der Zeit: «Nur geordnet und geschlichtet / auf das unerfaßlich Feste / bleibt mein Irdisches geschlichtet / und mein Weg der allerbeste.»

*Tief hängt die Sonne überm Wintersee;
langarmige Schatten fallen in den Schnee —
so früh beschenkt nur, wer zuvor geraubt ...
es ist ein Frühlingstag, den keiner glaubt.*

*Ob diesem winterlichen Sonnenkuß
erblüht im Garten meine Zaubernuß;
dem Strauch entströmt ein leiser Wohlgeruch —
in dieser Zeit? Zwiefacher Widerspruch!*

*Die Flocken-Blüten haben sich entrollt;
auf Silbergrund glänzt Filigran von Gold —
unzeitgemäßer blühte nie ein Strauch:
mein Hamamelis blüht — zu wes Gebrauch?*

*Verloren steht er im gefrorenen Schnee;
die Sonne strahlt, die Kälte tut nicht weh;
er steht in dieser Welt — zu spät, verfrüht?
Gleichviel, gleichviel: mein Hamamelis blüht!*

Einen lokaleren, ausgesprochen schweizerischen Ton haben die beiden andern Lyriker.

Martin Schmid in «*Tag und Traum*», Gedichte, Ähren-Verlag, Affoltern a. A. 1956, gestaltet mit typisch bündnerischem, d. h. kräftigem und lebhaftem Temperament seine Heimat, den Berg, die Alp, das Gewitter über den Arven von Tamangur. Gestalten aus der Bündner Geschichte, aus den Bündner Dörfern, Lichter und Schatten aus dem farbigen Kreis der Jahreszeiten, Spuk und Gespenster und allerorten, auch ungerufen, «Pan, den bärigen Sünder». Er liebt das nicht ganz Geheure, Wilde, Hitzige, Starke, Überragende und klar Strahlende. Seine Sprache ist zupackend und bewegt: «Hell wächst die Alp in gelber Runde» oder «In Feuern blüht der Dorn durchs Land». Sie erlaubt sich keine Versponnenheiten. Die Stärke Martin Schmids ist die Ballade und die Verserzählung. Stücke wie «*Tamangur*», «*Die verlassene Alp*» verdienen fruchtbare Verbreitung in der Schule.

Nebeltag

*Ein grauer toter Nebeltag.
Im Reif der dürre Brombeerhag.*

*Kein Bach, der rauscht. Kein Wind will wehn.
Drei Erlen grau wie Büßer stehn.*

*Jetzt stäubt vom Strauch ein Wölklein los
von blankem Vogelschwingenstoß,*

*und durchs Gewölk des Himmels bricht
ein Sonnenpfeil, ein Speer von Licht,*

*das zart den Silberreif durchstrahlt
und götterschön ein Wunder malt*

*wie jenes, dem einst Mose stand:
In Feuern blüht der Dorn durchs Land!*

Georg Thürer: «*Der Ahorn.*» Neue Gedichte. Verlag Tschudy & Co., St. Gallen 1955. Hier liegt das typisch Schweizerische, ja Alemannische, nicht nur im Sujet («O Herr der Stiege und der Stürze»), sondern auch im Vokabular, in Verkleinerungen und Dialektwörtern: «Am Schermen saß ich, als er kam, drei Arveln Schnee vom Hütchen nahm.» Vor den kräftigen vaterländischen und religiösen Gedichten, von denen «Hohlicht», «Körner» («Tod sammelt Sand in Uhren / Leerlauf gemeßner Zeit. / Engel betreten die Fluren / suchen uns ewig bereit») und «Im Ring des Meisters» («Zerbrich die falschen Maße / und eich uns alle neu») hervzuheben sind, findet sich ein reicher Zyklus idyllischer Lyrik, oft plaudernd: «Wie